

Olivgrün

Annika Höller

© Annika Höller

Coverfoto: Annika Höller, Autorenfoto: Annika Höller

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin: Buchschmiede von Dataform
Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at

ISBN: 978-3-99129-726-0 (Paperback)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Ich kann nicht nicht schreiben.

Schreiben ist Ventil.

Schreiben ist Sehnsucht.

Schreiben ist Achtsamkeit.

Schreiben ist Kreativität.

Schreiben ist Handwerk.

Schreiben ist Magie.

Schreiben ist Verliebt-Sein.

Schreiben ist Entwicklung.

Schreiben ist Auseinandersetzung.

Schreiben ist Wieder-Zusammen-Setzung.

Schreiben ist Sein.

Ich kann nicht nicht sein.

Amantes amentes.

1

Blau. Ein verwaschenes Blau. Schon fast grau. Taubenblau könnte man es nennen. Ein Farbton, bei dem immer ein Hauch von Melancholie mitschwingt. Ob man will oder nicht. Genau dieses Blau haben ihre Augen.

Ich hämmere Satz für Satz in die Tastatur und blinzele immer wieder zu ihr hinüber. Kurz und unauffällig. Ja, taubenblau, das trifft es ganz gut. *Wieso denke ich über so etwas nach? Über die genaue Definition einer Augenfarbe – lächerlich!* Solche Gedanken macht sich doch keiner! Okay, ihre Mutter vielleicht, als sie sie einst als Baby in den Schlaf wiegte und darauf wartete, dass sich endlich die Lider über das Taubenblau legten. Oder Johannes, ihr Freund, den das Taubenblau seit drei Jahren begleitet. Es blickt in sein verschlafenes Gesicht, wenn sie morgens gemeinsam aufwachen. Es starrt ihn prüfend an, wenn sie zusammen die Einkaufsliste durchgehen. Und es lugt zufrieden zu ihm hinüber, wenn sie im Musikverein Seite an Seite Querflöte und Trompete spielen. Das Taubenblau bestimmt sein Leben.

Wahrscheinlich ist es allerdings nur wieder eine meiner Macken. Ich bin Meisterin darin, mir wochenlang den Kopf über Dinge zu zerbrechen, die andere nicht einmal zwei Sekunden lang beschäftigen. Und nicht selten vergesse ich dabei, mich mit den wirklich wichtigen Dingen des Lebens zu befassen: Muss ich heute noch Milch besorgen? Und was mache ich mit dem Kürbis, den Frederik mir aus seinem Garten mitgebracht hat?

Milch und Kürbis sind jedoch im nächsten Moment schon wieder aus meinem Gehirn verschwunden. Wie eine Sternschnuppe. Wusch und weg. Stattdessen hat sich Johannes dort eingenistet. Vor meinem geistigen Auge taucht ein Kennenlernen-Szenario auf. Johannes und das Taubenblau. Auf einer Biergarnitur zwischen Spritzer und Bier. Das Candle-Light-

Dinner der Provinz. Ich kenne es nur zu gut. Was hat ihm wohl so an ihr gefallen? Welche ihrer Eigenschaften? Ihre Offenheit? Ihr Talent, immer das Richtige zu sagen? Oder sind es ihre Hausfrauenqualitäten gewesen? Schließlich muss man als Erwachsener schon etwas weiterdenken, als nur an ein paar zarte Sommerküsse beim Feuerwehrfest oder beim Ball des Musikvereins. Diese einzigartige Farbe ihrer Augen ist es jedenfalls nicht gewesen – jede Wette! Die ist erst dann ins Spiel gekommen, als sie längst liiert gewesen sind. Erst dann hat er dieses Merkmal irgendwann bewusst wahrgenommen – eines Morgens, als sich das Taubenblau forsch über ihn beugte und er plötzlich nicht mehr anders konnte, als darin zu versinken. In dieser melancholischen See.

Hastig zupft sich das Taubenblau jetzt die hellblaue Bluse zurecht, kramt in einer Schublade nach einem Notizblock und drückt eine Speicherkarte in die Kamera.

„Ich mache mich auf den Weg zur Pressekonferenz. Heute wird die neue Veranstaltungsreihe vorgestellt. Ich hoffe, dass ich in einer Stunde wieder zurück bin“, huscht es über seine schmalen Lippen.

„Alles klar, bis später“, rufe ich dem Taubenblau nach und wende mich wieder meinem Text zu. Die Tür fällt ins Schloss.

Seit Marina zu uns gestoßen ist, ist vieles leichter. Die Arbeit in der Redaktion des *Regionalen Botens* verteilt sich besser und wir können ausgiebiger recherchieren. Das ist in einer Zeit, in der überall gespart wird, Luxus pur. Deswegen waren Matthias, der Redaktionsleiter, und ich völlig aus dem Häuschen, als man uns vor ein paar Monaten plötzlich mitteilte, dass sie bald Teil unseres Teams sein werde. Wir verstanden die Welt nicht mehr, denn damit hatte niemand gerechnet. Ich erinnere mich noch genau: Es war ein klirrend kalter Tag im September. Der Wald erstrahlte in

Gelb- und Orangetönen und ein rauer Wind zog um die Häuser und rüttelte an sämtlichen Dachziegeln. Nur Sekunden später verwandelte sich die Böe in Regen, allerdings in keinen, der Wasser vom Himmel prasseln lässt. Sondern Glitzer. So fühlte es sich an, als wir von Marina erfuhren. Unsere jahrelangen Forderungen hatten also doch Gehör gefunden. Endlich. Funkelnde Tropfen verfangen sich in meinen kurzen Haaren. Und in meinem Herzen. Wir waren sprachlos. Matthias und ich. *Die zwei vom Boten*. Nur Minuten später stürmten wir in den kleinen Supermarkt des Ortes, steuerten das Sektregal an und kauften uns zur Feier des Tages eine Flasche. Und die gute Laune hielt an, sodass wir ein paar Tage später beim Ball des Sportvereins sogar einen Tanz miteinander wagten. *Jetzt wird sich alles einrenken – wie schön!*

Ob Herbert damals seine Finger im Spiel gehabt hat, weiß ich nicht. Möglich wäre es. Er kennt sehr viele Leute, ist gut vernetzt. Und bei einem Bier zu späterer Stunde fällt nicht selten der ein oder andere Beschluss. Andererseits, was kann ein Bürgermeister einer kleinen, ländlichen Gemeinde schon in die Wege leiten bei einer Zeitung, die ihm nicht gehört? Wahrscheinlich doch eher wenig, auch wenn er mit den Herausgebern befreundet ist. Ich habe ihn jedenfalls nie darauf angesprochen. Auch seinen Sohn nicht. Stefan und ich reden generell nur noch selten über berufliche Dinge. Seit damals. Seit diesem Streit. Draußen am Balkon.

Glucksend floss der Wein in das bauchige Glas – genau bis zur dritten Kennzeichnung, einer eingravierten Linie, neben der der Schriftzug *Don't ask* aufblitzte. Ein paar Zentimeter darunter befand sich ein zweiter Strich – *Bad day* war dort zu lesen. Und ganz unten, nur zwei Finger breit über dem Boden, stand *Good day* neben einer dritten Linie. Aber diese beiden ersten Markierungen ignorierte ich an diesem lauen Maiabend völlig – sowohl das *Good day* als auch das *Bad day*. Heute brauchte ich weitaus mehr Wein. Heute musste ich aus dem Vollen schöpfen. Und trinken. Das dunkle Rot des Zweigelts reichte daher fast bis zum Rand des Glases. *Don't ask!*

Mit etwas zu viel Schwung stellte ich die Flasche mit dem Rest zurück auf den Boden. Die Flüssigkeit darin bäumte sich auf wie eine Surferwelle und lechzte nach den Fliesen. Je später es wurde, desto schwieriger gestaltete sich das Unterfangen, nichts vom Wein zu verschütten. Ich ließ mich in den Liegestuhl plumpsen. Wie ein schwerer Kartoffelsack. Mein schlaffer Körper überdeckte das gesamte Wappen der Gemeinde, das auf dem Stoff des Sessels prangte. Ich hasste diesen Stuhl. *Wer ist bitte schön so patriotisch, sich einen Sessel mit dem Gemeindewappen bedrucken zu lassen und diesen dann auch noch mitten auf dem Balkon zu platzieren?* Für alle sichtbar! Wahrscheinlich hat er den Liegestuhl von seinem Vater. Dem Bürgermeister. Von wem auch sonst. Seither habe ich Stefan mehrmals darauf hingewiesen, dass wir uns doch eine Sitzgarnitur kaufen wollten. Eine aus Rattan oder Aluminium. Und daneben ein kleines Kräuterregal mit dem Wichtigsten, was man so braucht. Basilikum. Rosmarin. Kresse. Vielleicht Minze. Aber irgendwie ist nie etwas daraus geworden. Irgendetwas anderes ist immer wichtiger. Seine Arbeit in der Bankfiliale. Das Rote Kreuz. Der Stammtisch beim Mayer-Wirt. Oder die Hunde unseres

Nachbarn Michael. Alles ist wichtiger als unser Balkon. Und so stand der Liegestuhl an jenem Abend nach wie vor als einziges Möbelstück draußen herum. Daneben nur eine meterhohe Palme und eine Laterne aus Holz, die uns seine Mutter einmal zu Weihnachten geschenkt hatte. Die Laterne bestücke ich hin und wieder mit einer Kerze. Im Sommer, wenn es mich abends zum Lesen nach draußen zieht, dient sie als Lichtquelle, im Winter, wenn das Weihnachtsfest näher rückt, als besinnliche Dekoration. An diesem Abend aber blieb das Innere der Laterne dunkel. Ich war zu sehr mit dem Wein beschäftigt. Mit Blick auf den erleuchteten Kirchturm, der wie eine Gottheit über das verschlafene Dorf wacht, ließ ich die vergangenen fünf Arbeitstage Revue passieren.

Es war wieder einmal eine dieser Wochen gewesen, in der in der Redaktion alles drunter und drüber gegangen war. Matthias war krank gewesen. Marina hatte es zu jener Zeit noch nicht gegeben. Dazu ein Haufen Termine. Keine Zeit, Artikel Korrektur zu lesen oder daran zu feilen. Stattdessen Stress, ein ständig knurrender Magen und ein schlechtes Gewissen, weil die Social-Media-Kanäle zu wenige Klicks, Likes und Shares generierten. Kaum war ich zu Hause, scrollte ich erneut durch Mails. Die Pressemitteilung über die neuen Wohnungen musste noch bearbeitet werden. Der Spatenstich für das Altenheim sollte noch in die Zeitung. Und hat da nicht etwa gerade die Sirene geheult? *Bitte nicht!* Ich habe keinen Platz mehr für einen Bericht über einen Brand im Hühnerstall! Und so tippte ich weiter. Beim Abendbrot. Während der Fernseher lief. Kurz vorm Zähneputzen. Man durfte ja nichts übersehen und nichts verpassen! Es könnte ja just in dieser Sekunde *die* Meldung Storchenbergs eintrudeln – und ebendiese würde es dann nicht mehr in die Wochenzeitung schaffen! Und wehe, wenn dann das Konkurrenzblatt genau diese *eine* Meldung schneller publik machte! Das sah der Chef gar nicht

gern. In meinem Kopf surrte und brummte es. Dieser Zustand ließ mich nicht mehr schlafen, kaum essen, schwer atmen. Seit ein paar Monaten lagen daher auf meinem Nachtkästchen Schlaftabletten bereit. Zwar waren Matthias und ich ein eingespieltes Team, aber allein – so wie diese Woche – war einfach alles zu viel. Zu viele E-Mails. Zu viele Termine. Zu viele Überstunden. Zu viel Verantwortung. Game over.

All das ließ sich nur mit einem kräftigen Roten hinunterspülen.

„Hey Schatz, wie war dein ...“ Stefan trat plötzlich hinaus auf den Balkon, in einer roten Hose und einem weißen Poloshirt. Ein gesticktes rotes Kreuz leuchtete auf seiner Brust. Freitags arbeitete er nur bis Mittag und hängte dann stets einen Dienst beim Roten Kreuz dran.

Ich prostete ihm zu – mit einem gefakten Grinsen, um ihn nicht sofort mit meiner schlechten Laune zu überfallen. Aber in mir drin verknoteten sich bereits die Organe. Ein fettes Knäuel namens Angst drohte, mein Herz zu erdrücken. Und meine Lippen? Die würden ihm, zusammen mit meinen glühenden Wangen, ohnehin gleich verraten, dass es wieder einmal so weit war. Dass wieder einmal eine Flasche geleert werden musste. Er war kein Freund von einsamen Trinkgelagen und ließ mich das regelmäßig spüren. Mir aber half der Wein, das Surren und Brummen in meinem Kopf unter einer Decke der Gleichgültigkeit verschwinden zu lassen.

„Nora, das hat doch keinen Sinn!“ Er hockte sich neben mich auf die hellen Fliesen.

„So schlimm kann es doch gar nicht sein, hm? Musst du dich schon wieder betrinken?“

Ja, muss ich, und doch, es ist schlimm. Das wollte ich ihm entgegen schmettern. Aber ich kannte solche Gespräche bereits, wir hatten sie in den letzten Monaten etliche Male geführt. Immer dann,

wenn mir wieder einmal der Kragen geplatzt war, weil ich nicht begreifen konnte, warum er mich nicht verstand und warum er sich nicht in meine Lage versetzen konnte. Doch heute war ich zu müde dafür, zu erschöpft und zu melancholisch. Also biss ich mir auf die Lippen, um ja keinen Laut von mir zu geben, und versuchte ein Lächeln zu modellieren. Sekunden später umschlossen ebendiese Lippen bereits erneut das Weinglas und wurden von Minute zu Minute bläulicher.

„Hör bitte auf mit dem Trinken! Und gib mir lieber einen Kuss!“, befahl er. Stefan formte seine Lippen zu einem Kussmund. Gleichzeitig griff er nach dem Zweigelt und wollte ihn mir aus den Händen reißen. Doch ich war schneller. In null Komma nichts wandte ich mich von ihm ab und schützte das Glas mit meiner flachen Hand – so als wäre es ein Baby oder ein Welp. Stefans Lippen verfehlten mein Gesicht und seine großen Hände meine kleinen.

„Hey, was soll das!“, schrie ich.

Er starrte mich mit großen Augen an.

„Du hast doch keine Ahnung! Du kennst solche schwarzen Tage nicht! Wenn *du* ein Problem hast, rufst du einfach deinen Daddy an. Und der richtet es.“ Ich war in Rage. So richtig in Fahrt. Aber ich gebe zu: Mit der letzten Aussage war ich etwas übers Ziel hinausgeschossen. Stefans nougatbraune Augen verdunkelten sich. Jetzt funkelten sie fast schwarz. Wie ein Onyx. Und seine Unterlippe zuckte nervös. Er stand auf, ganz langsam und bedacht, so als hätte er alle Zeit der Welt, und lehnte sich an das Balkongeländer.

„Es tut mir leid. So war das nicht gemeint.“ Vorsichtig stellte ich mein Weinglas auf den Boden und versuchte mich zu erheben. Aber der Alkohol lastete auf mir wie eine Bleischürze. Ich kam nicht in die Gänge. Just in jenem Moment, als ihm meine

Tollpatschigkeit bewusst wurde, zogen sich Stefans Mundwinkel ganz leicht nach oben. Nur ein paar Millimeter. *War das Schadenfreude? War das Vergnügen?* Ich schöpfte Hoffnung und startete einen neuen Versuch. Diesmal gelang es mir, mich aufzurichten. Ich steuerte auf meinen Freund zu und wollte mich an seine Brust schmiegen. Genau dort, wo das kleine, rote Kreuz leuchtete. Aber anstatt mich zu sich heranzuziehen und mich zu umarmen, blieb er stocksteif. Ich klebte wie ein labbriges Herbstblatt an seinem Oberkörper. Wie ein lästiges, durchnässtes Stück Etwas, das sich an die Schuhsole heftet und nicht mehr wegzukriegen ist. Mit dem besten Dackelblick, den ich im Stande war aufzusetzen, schaute ich zu ihm hinauf und war fasziniert von dieser plötzlichen Dunkelheit in seinen Augen. So kannte ich ihn nicht. Hatte ich ihn mit meiner Trinkerei enttäuscht?

„Ich verstehe es nicht, Nora.“ Worte. *Endlich!* Wenigstens Worte, wenn schon keine Umarmung.

„Was verstehst du nicht?“

„Dich und deine negativen Gedanken. Du hast einen großartigen Job im Ort, du bist unter Menschen, du hast viele Freiheiten. Und wenn du dich gut anstellst, wirst du irgendwann vielleicht sogar Chefin.“

„Mann Stefan, ich will nicht Chefin sein! Ich will nicht hier im Ort arbeiten! Es wird mir hier alles zu eng. Ich. Du. Du verstehst es nicht.“

„Nein, Nora. Ich verstehe es nicht.“

Seine Augen weigerten sich vehement, wieder ihr normales Nougatbraun anzunehmen und ich fing an, wie wild mit meinen Fingern an meiner Schläfe zu rubbeln. Genau dort, wo meine Haare raspelkurz sind. In diesem Bereich nisten sich regelmäßig eine Handvoll Ameisen unter meiner Haut ein, immer dann, wenn ich unsicher oder nervös bin oder mich seltsame Fragen plagen.

Lag das geheimnisvolle Funkeln in seinen Augen am schummrigen Licht hier draußen? Oder am Wein? Oder bildete ich mir das alles nur ein? Vielleicht hätte ich doch die Laterne seiner Mutter anzünden sollen, um mehr Licht hier draußen zu haben!

„Ich überlege, ob ich noch irgendeine Ausbildung machen soll. Oder vielleicht sollte ich für ein Monat ins Ausland gehen?“, gestand ich ihm jetzt.

„Du überlegst was? Wieso das denn, Nora?“ Seine Stimme klang heiser. Es war mehr ein Krächzen als ein Sprechen.

„Weil ich unglücklich bin und irgendetwas verändern muss.“

„Du bist nicht unglücklich, Nora. Das redest du dir nur ein.“

„Das rede ich mir *nicht* ein!“

„Doch, Nora. Das tust du. Und ich verstehe nicht, *warum* du das tust.“

„Nenn mich doch nicht ständig Nora! Ich war doch einmal ‚deine Süße‘!“

„Hach Gott, das wird mir hier echt zu dämlich!“

„Zu dämlich? *Ich* bin dir zu dämlich?“

„Nicht du, Nora, die ganze Situation. Du erschaffst Probleme, wo keine sind.“

„Ich erschaffe keine Probleme! Du verstehst mich nur nicht! Und du machst dir nicht einmal die Mühe, zu *versuchen*, mich zu verstehen! Über Negatives redest du ganz einfach nicht. Das schiebst du entweder sofort aus deinem Blickfeld oder du antwortest nicht mehr. Dann geht es hoffentlich von allein wieder weg, das Schlechte. Das ist doch deine Devise, nicht wahr? Aber nicht alles im Leben geht einfach wieder von allein weg.“

Meine Worte dröhnten durch das nächtliche Storchenberg. In Richtung Kirchturm. Aber sie verhallten irgendwo auf halber Strecke zwischen Sträuchern und Bäumen. Und auch Stefans

sonst so fesselnde Wärme entglitt mir zunehmend und entfloß hinaus in die Dunkelheit der Nacht.

Langsam löste sich mein Freund von mir, dem labbrigen Herbstblatt, und machte einen Schritt nach vorne.

„Trink nicht mehr zu viel.“

„Ist das alles? Lässt du mich jetzt hier allein zurück?“

Das kann er doch nicht machen!

„Der Stammtisch wartet. Mit dir ist ohnehin nichts mehr anzufangen. Ich kann dir nicht helfen, wenn du dir Probleme erschaffst, die gar nicht existieren.“

„Diese Probleme sind real! *Meine* Probleme sind real!“

„Bis später, Nora.“

„Wieso redest du nicht mit mir? Wieso interessiert dich das alles nicht? Wie ich mich fühle? Wie es in mir drinnen aussieht?“

„Nora, du bist betrunken. Hör auf damit!“

„Ja, ich bin betrunken. Sonst würde ich mich das alles ja auch gar nicht sagen trauen! Ich hasse diesen Ort. Ich hasse diesen Alltagstrott. Ich hasse es, dass hier jeder jeden kennt. Ich hasse es, dass hier jeder über jeden *urteilt*.“

„Warum bist du dann zurückgekommen nach dem Studium? Ach ja stimmt, weil du nur *hier* einen Job gefunden hast. So ist das Leben nun einmal, Nora. Manches muss man akzeptieren. Und suche dir doch endlich ein paar mehr Freunde hier, dann hättest du nicht immer so viel Zeit zum Nachdenken.“

„Du redest dich leicht! Du liebst diesen Ort. Du liebst die Menschen hier. Aber mir, mir reicht das nicht. Ich möchte ja, dass es mir reicht. Aber das tut es irgendwie nicht. Kannst du das nicht nachvollziehen?“

„Nora, man kann im Leben nicht alles haben. Du hast einen Job, eine Wohnung, einen Freund. Und wärest du nicht immer so kritisch, hättest du auch mehr Freunde.“

„Aber ich bin unglücklich.“

„Nora, ich muss mich jetzt wirklich beeilen.“

„Bleib doch hier! Ich brauche dich doch! Du ... du bist mein
An ...“

Die Tür fiel ins Schloss.

„... Anker.“

Die Dunkelheit hat sich bereits auf Storchenbergs Häuser gelegt, als ich wieder einmal zu Hause an meinem Schreibtisch sitze. Viel zu oft klappe ich den Arbeitslaptop spätabends erneut auf, überfliege Polizeimeldungen, wähle Fotos für die Titelseite aus, checke, was das Konkurrenzblatt so treibt. Der Vorfall auf dem Balkon ist über ein halbes Jahr her, die Laterne draußen dient jetzt als weihnachtliche Dekoration und der Liegestuhl wartet im Keller auf seinen nächsten Einsatz im Frühling. Seit dieser Balkonszene habe ich es vermieden, mit Stefan über mein inneres Aufgewühlt-Sein zu sprechen. Denn obwohl Marina seit ein paar Wochen Teil unseres Teams ist und vieles damit leichter geworden ist, so haben sich andere Dinge nach wie vor nicht verändert. Ein mulmiges Gefühl begleitet mich tagtäglich. Es sitzt in meiner Brustgegend und drückt manchmal so schwer auf meine Lungen, dass ich kaum atmen kann. Stefan versteht dieses Piksen und Ziehen nicht, diese Schwere rund um mein Herz, dieses *Ichmusshierraus*. Daher hat es wenig Sinn, mit ihm darüber zu sprechen. Das ist mir mittlerweile klar. Stefan liebt die Provinz. Er liebt die Tradition. Er liebt die immergleichen Gesprächsthemen. Er liebt den immergleichen Freundeskreis, den man seit dem Kindergarten hat. Er liebt die Gasthäuser, in denen der Wirt unaufgefordert das richtige Getränk bringt, weil er dich kennt, seit du das erste Mal mit 13 nach einem Bacardi-Cola gefragt hast. Und er liebt, dass sich die Welt zwar um uns herum weiterdreht, in Storchenberg aber alles beim Alten bleibt. Wie ein Kokon, der vor jeglichem äußeren Einfluss geschützt ist und in dessen Inneren immer dieselbe Luft zirkuliert. Das ist seine Welt. Ist es auch meine?

Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht *mehr*. Früher war sie es wohl einmal, immerhin wurde ich hier geboren. Gleich ein Jahr nach meinem großen Bruder. Wegen seines Namens wurde er in

der Volksschule oft gehänselt. Diesen Klang kannte man damals im Dorf noch nicht, er war den Bewohnern fremd. Zu jener Zeit gab es hier noch keinen Elias oder Sven oder Finn. Es gab nur Christian. Oder Martin. Oft Stefan. Höchstens einmal Alexander. *Aber doch keinen Frederik!* Noch dazu einen ohne „ck“, also in der nordischen Original-Schreibweise. *Ob unsere Mutter denn nicht wüsste, dass das in Österreich Friedrich heißt! Und ob unsere Mutter denn nicht wüsste, dass man das eigene Kind doch nicht so tauft!* Der Herrgott sieht und hört schließlich alles. Auch solche befremdlichen nordischen Auswüchse. Unserer Mutter aber, der war das damals egal. Sie hörte nicht auf das Geschwätz anderer Menschen aus der Umgebung und verspürte keinen Drang, es allen recht machen zu müssen. Sie ging ihren eigenen Weg. Als Bäckerstochter hätte sie den elterlichen Betrieb übernehmen sollen, doch sie setzte ihren Willen durch und wurde Lehrerin. Meinen Vater heiratete sie erst, als Frederik und ich schon längst auf der Welt waren und sie endlich ein passendes Kleid gefunden hatte, das ihren Wünschen entsprach. Ein türkisblaues mit goldenen Ornamenten und weiten Ärmeln. Wie ein marokkanischer Kaftan aus 1001 Nacht. Die Dorfbewohner zerrissen sich das Maul über ihre Robe und die Tatsache, dass sie schon zwei Kinder hatte, als sie vor den Altar trat, war ein weiterer Fauxpas, über den sich die älteren Damen noch monatelang unter vorgehaltener Hand unterhielten. Aber so war sie, unsere Mutter. Monika Schneider. Und so will ich sie in Erinnerung behalten.

Manche Abende mit ihr sehe ich nach wie vor detailgetreu vor mir. Sie. Auf dem Sofa. Eingeuschelt in eine Decke. Mit einem Buch in der Hand. Und das laute Blubbern der Suppe, die auf dem Herd für uns Kinder köchelte. Am liebsten steckte sie ihre Nase zwischen die Seiten einer Biografie eines Staatsmannes oder einer Prinzessin, vornehmlich aus dem schwedischen, dänischen oder englischen Königshaus, hin und wieder aus dem arabischen Raum.

Das Royale faszinierte sie. Das, was ein Normalbürger nie erreicht. Und wahrscheinlich war das der Grund, warum sie ihren Sohn Frederik nannte und ihre Tochter Nora. Meine Mutter war aber gleichzeitig bodenständig und bescheiden. Sie kannte alle Blumen und Kräuter, die auf den Wiesen und in den Wäldern rund um Storchenberg wuchsen, und sie gab sich Jahr für Jahr mit einem Kurzurlaub an der Adria zufrieden. Heimlich träumte sie allerdings davon, die Grachten Amsterdams zu erkunden oder an einem einsamen Strand in Schweden zu sitzen – mit Blick auf die stürmische See und mit einem Schwarm Möwen über ihr. Aber so etwas wäre für meinen Vater damals nie in Frage gekommen. In Jesolo oder Lignano war man schließlich schneller und Fremdsprachen-Kenntnisse brauchte man für diese Reiseziele ebenso keine, denn dort vernahm man inzwischen ohnehin mehr deutsches Gequassel als italienisches. Monika aber liebte die italienische Sprache, obwohl sie nur wenige Wörter kannte. Ich höre sie noch heute alte Gassenhauer trällern – von Adriano Celentano über Umberto Tozzi bis hin zu Jovanotti –, während sie den Staubsauger durch das Haus schwingt.

Ich kaue an einem der Bleistifte, die ich in einem runden Behälter auf meinem Schreibtisch aufbewahre, und höre in Gedanken das dumpfe Geräusch des Staubsaugers meiner Mutter, obwohl es rings um mich herum ganz still ist. In Storchenberg ist es meistens still. Nachts sowieso. Hier biegt keine Straßenbahn quietschend um die Ecke. Hier dringt kein fremdes Sprachengewirr ausländischer Nachbarn durch das offene Küchenfenster. Hier ist man nicht allein unter vielen. Sondern allein unter sich.

Stefan ist wieder einmal beim Stammtisch, zu dem auch ich regelmäßig eingeladen werde. *Komm doch einmal mit, Nora, das lenkt dich ab*, höre ich ihn sagen. Aber das lenkt mich nicht ab, sondern das intensiviert dieses undefinierbare innerliche Ziehen und